

Klassiker als Gebrauchsware

Wie Klassiker entstehen, überleben und sterben

Projektbericht

„Es unterliegt gar keiner Frage, daß uns große Poesie entzücken muss [...]. Vielleicht ergreift Sie Słowacki nicht, aber Sie werden doch nicht sagen, daß Ihnen nicht die Seele geradezu durch und durch gebohrt wird von Mickiewicz, Puschkin, Shelley, Goethe...“

„Niemand wird durch und durch gebohrt. Niemand geht das überhaupt was an, alle langweilt es. [...]“

„Da große Poesie groß und Poesie ist, kann sie uns gar nicht nicht entzücken, also entzückt sie uns.“ (Witold Gombrowicz, *Ferdydurke*)

Die Klassenraumsituation in Witold Gombrowiczs polnischer Gesellschaftsgroteske *Ferdydurke* ruft ein vertrautes Skript auf: Die Schüler langweilen sich bei der Lektüre des romantischen Klassikers zu Tode, während der Lehrer in leeren laudativen Formeln die Größe der kanonischen Dichter beschwört. Was Gombrowicz in dem Wortgefecht zwischen Lehrer und Schüler komisch zu veranschaulichen vermag, ist die zirkelschlüssig beschworene Geltung, die zur Legitimierung eines essentialistisch verstandenen Klassikers herangezogen wird. Der Klassikerstatus wird dabei als eine notwendige Folge der inhärenten Größe eines Werks oder dessen Autorin verstanden, die unumstritten, von der Beobachterperspektive unabhängig und

unhinterfragbar besteht. Aus dieser Logik heraus ergeben sich die kulturelle Persistenz und Geltung von Objekten, die als „klassisch“ bezeichnet werden, geradezu von selbst.

Die obige Szene entfaltet bei näherem Hinsehen ein Deutungspotenzial der wissenschaftlichen Klassikdiskussion. Bis heute referiert wird Hans-Georg Gadamers berühmte Definition, klassisch sei dasjenige, „was der historischen Kritik standhält, weil seine geschichtliche Herrschaft, die verpflichtende Macht seiner sich überliefernden und bewahrenden Geltung, aller historischen Reflexion schon vorausliegt und sich in ihr durchhält“. Als weiterer Verfechter klassischer Größe kann bis heute Harold Bloom gelten, der mit seinem *Western Canon* auf die US-amerikanischen Kanondebatten mit einem dogmatisch argumentierenden Literaturkanon unverrückbarer Größen eines als männlich und weiß verschrienem Kulturverständnisses antwortet: „Greatness recognizes greatness and is shadowed by it.“

Im Lichte solcher Positionierungen ergibt sich eine merkliche Dissonanz zwischen der wissenschaftlichen und alltäglichen Begriffsverwendung. Die Begriffe „Klassik“, „Klassiker“ oder auch „Klassizität“ ebenso wie „classic“ im Englischen oder „klasyka“, „klasyk“ im Polnischen werden im Alltag verwendet,



Dr. Paula Wojcik war von Oktober 2017 bis September 2018 Alfred Krupp Junior Fellow. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Geschäftsführerin des „Forschungszentrum Laboratorium Aufklärung“.

Paula Wojcik ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Geschäftsführerin des Forschungszentrums „Laboratorium Aufklärung“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie hat in Bremen Germanistik und Philosophie studiert und promovierte in War-

schau, Los Angeles und Jena zur Demontage antisemitischer Stereotype in der Gegenwartsliteratur. Von 2014 bis 2017 hat sie die Nachwuchsgruppe „Klassik-Popularität-Krise“ geleitet, aus der ihr aktuelles Habilitationprojekt „Wozu Klassiker? Transkulturelle Grundlegung einer funktionalen Klassiktheorie“ hervorgeht.

Kurzvita

» Theorie der Klassik. Transkulturelle und intermediale Praxis kultureller Funktionalisierung

Was haben Shakespeares *Hamlet* und Coco Chanel's „Little Black Dress“, Beethovens *Fünfte* und Metallicas *Nothing Else Matters* gemeinsam? Sie alle gelten für einen Bereich der Kultur als Klassiker: für kanonische Literatur, Mode, ernste Musik und Rockmusik. Wir beziehen uns auf diese Werke, wenn wir ein durch Vergeltungsphantasien von der Gesellschaft entrücktes Individuum veranschaulichen wollen, das passende Kleidungs- oder Musikstück für einen feierlichen Anlass suchen oder jemandem das Prinzip einer Rockballade erläutern möchten. Die sowohl in der Alltags- als auch in der Wissenschaftssprache verbreiteten Verwendungen des Begriffs liefern Aufschluss darüber, was „Klassiker“ sind: Klassiker repräsentieren, veranschaulichen, liefern Handlungsorientierung, fordern Nachahmung oder Abgrenzung heraus – kurzum

Klassiker werden gebraucht, und sie werden es, weil sie kulturell verbindlich sind. Ihre Verbindlichkeit speist sich aus einer Langzeitpräsenz, die durch fortwährende Rezeption entsteht. Klassiker sind nicht an sich klassisch, sie werden zu Klassikern gemacht. Das Projekt untersucht diese „Gemachtheit“ des Klassischen: Es geht darum aufzuzeigen, dass die Geltung von Klassikern durch Praktiken der Aktualisierung hinsichtlich neuer historische Horizonte, der Anpassung an neue Adressaten und der Interaktion mit neuen Medien erzeugt wird. Nur indem sie in immer neue Bedarfszusammenhänge adaptiert werden, bleiben Klassiker kulturell lebendig und entgehen dem Aufmerksamkeitsverlust und kulturellem Tod, der das Schicksal der meisten kulturellen Artefakte in von Überangebot gekennzeichneten modernen Gesellschaften prägt.

Fellow-Projekt

um historische Epochen, Werke oder Figuren mit herausragender Stellung innerhalb so unterschiedlicher Bereiche wie Literatur, Kunst, Architektur, Film, Musik, Design und Warenkultur (von Kleidermode über Autos bis zum Spielzeug) zu bezeichnen. Im wissenschaftlichen Diskurs gerät ein so breit gefasstes, praxisorientiertes Klassikkonzept, mit dem als Klassiker oder klassisch all das bezeichnet wird, was für einen bestimmten Bereich seit Langem etabliert ist (oder zu sein scheint) zu einem Irritationsmoment. Im Horizont wissenschaftlicher Disziplinen, die sich historischen Phänomenen und dem Klassizismus als Stilphänomen zuwenden, ist ein Unbehagen zu beobachten, Virgil mit Coco Chanel's Modeklassiker, dem „Kleinen Schwarzen“ oder Homer mit einem Rennsportklassiker, etwa einem 73er Porsche 911 in ein und derselben Rubrik untergebracht zu sehen. Und nicht nur Gegenstände, auch Ereignisse werden als klassisch apostrophiert: Golfturniere, Pferde- und Radrennen haben ihre Klassiker, Strecken und Turniere, die besonders repräsentativ für die Disziplin geworden sind. Auch in der Werbung ist das Gütesiegel „Klassiker“ beliebt, weil es Bewährtes und zugleich den aktuellen Ansprüchen Angemessenes bezeichnet und die angepriesenen Produkte auratisiert.

In meinem Habilitationsprojekt, das ich während meines Fellowships am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg abschließen konnte, gehe ich davon aus, dass die Unvereinbarkeit von Wissenschafts- und Alltagsgebrauch auf einem essentialistischen Klassikverständnis beruht, in dem abstrakt die Geltung, häufig und in der Wissenschaft dominierend auch konkret ein Antikenbezug konstitutiv gehandhabt werden. Dieser Auffassung setze ich eine entgegen, die Klassik als einen Rezeptionsprozess begreift. Ich habe die Beobachtung der vielfältigen medialen Aneignungsformen von Klassikern in verschiedenen Nationalkulturen und Le-

bensstilmilieus zum Anlass genommen, eine Theorie zu erarbeiten, die Klassik konsequent als eine funktional ausgerichtete kulturelle Praxis versteht. Indem Funktionen und Aneignungsformen des Klassischen in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken, lässt sich jenseits einer wertenden Perspektive Klassik als dynamisches, lebendiges und Grenzen überschreitendes Kulturphänomen analysieren. Was die Klassikrezeption auszeichnet, ist ihre Ausrichtung auf einen jeweils konkreten *Bedarf*. Klassik ist als eine kulturelle Praxis zu verstehen, die auf unterschiedliche Bedarfskonstellationen reagiert, also das Zusammenspiel aus einem Rezipientenkreis, historischem Zeitpunkt, dessen politischen, sozialen und ideen- wie mentalitätsgeschichtlichen Gegebenheiten und einem aus Mangel resultierendem Bedürfnis, Interesse oder Verlangen zu verstehen. Innerhalb einer solchen Konstellation kann der Bedarf real erfahren werden, wenn sich etwa die Frage der angemessenen Bekleidung für einen bestimmten Anlass ergibt. Der Bedarf kann jedoch auch metadiskursiv evoziert werden, wenn ein Mangel oder eine Krise konstruiert und der Klassiker zugleich als Lösung präsentiert wird. Dieses Bedarf-Deckung-Schema lässt sich sowohl in der Genese als auch der Tradierung von Klassikern beobachten. Klassik ist eine Praxis der Bedarfsbefriedigung. Klassiker können nur mit Blick auf ihre Passfähigkeit hinsichtlich konkreter Bedarfskonstellationen klassisch werden; ihre Qualität bemisst sich nicht an ihrem Wesen, sondern daran, wie funktionstüchtig sie sich in einem gegebenen Kontext zeigen.

In meinem Buch untersuche ich die Prozesse, die dafür verantwortlich sind, dass einige kulturelle Produkte zu Klassikern werden. Als Forschungsfrage formuliert: Warum schaffen es einige Produkte, auf den von Angeboten überquellenden Aufmerksamkeitmärkten zu bestehen, während andere

sang- und klanglos verschwinden? Was ist der Unterschied zwischen einem *One-hitter* und einem Klassiker, zwischen Mode und Klassik? Als Literaturwissenschaftlerin interessiert mich die Klassikerbildung in meinem Feld natürlich vorrangig, doch – so das fernere Ziel der Arbeit – soll die erarbeitete Theorie auch auf andere hoch- wie breitenkulturelle Kulturbereiche übertragbar sein. Im Sinne eines *doing classics* habe ich die Klassikerkonstituierung und -rezeption in so unterschiedlichen Referenzsystemen wie Nationen, Gegenöffentlichkeiten, totalitären politischen Ordnungen oder Gegenkulturen analysiert. Die Ergebnisse weisen vor allem auf eines hin: So sehr es moralisch irritiert, strukturell gesehen ist jede Form des Umgangs Teil des Rezeptionsprozesses der Klassiker zu Klassikern macht: Die Verehrung wie der Ikonoklasmus, die Prunkausgabe wie die Comicaaption. Anders formuliert: Es gibt keinen „falschen“ Klassikergebrauch. So kann beispielsweise das moralische Unbehagen an der NS-Instrumentalisierung Goethes und Schillers nicht konzeptionell aufgelöst werden, weil diese vom heutigen Standpunkt aus zwar ethisch zu verurteilen, strukturell gesehen jedoch Teil einer aktualisierenden Rezeption ist, die den Status bestätigt. Das Konzept einer Klassik als kulturelle Praxis ist damit von einzelnen Praktiken der Klassikerrezeption zu unterscheiden: Während das Konzept prinzipiell wertungsneutral ist, können einzelne Praktiken der Wertung unterzogen werden.

Den Rezeptionscharakter des Klassischen derart konsequent von allen wertenden Implikationen zu befreien, eröffnete ein weiteres Feld: Es zeigte sich, dass die Aneignungen auch von literarischen Klassikern weit über die Literatur in die materielle Kultur und Alltagssprache hineinreichen. Aus dieser Beobachtung heraus hat sich ein weiteres Projekt

entwickelt, das während meines Fellowships in Greifswald maßgebliche Fortschritte machen konnte.

Kulturelle Ikonen – akustisch, verbal, konzeptionell. Multimediale Verdichtungs- und Verbreitungsmuster

Für kulturelle Phänomene, die in unterschiedlichen Kontexten, Kulturen und Medien zirkulieren, weithin wiedererkennbar sind, einen semantischen Überschuss transportieren und eine kulturelle Repräsentationsfunktion erfüllen, haben die Kulturwissenschaften in den letzten Jahren den Begriff der kulturellen Ikone geprägt. Auffällig gemeinsam ist den einzelnen, zumeist unter dem Paradigma des iconic turn argumentierenden Positionen, dass sie den Ikonenbegriff vom Begriffsurprung in der sakralen Kunst her denken und auf das Visuelle beschränkt sehen. Als Ikonen gelten dann etwa der gekreuzigte Christus, das Gesicht der Mona Lisa oder das Che Gueveras sowie die Coca-Cola-Flasche. Dabei wird nicht beachtet, dass die visuelle Ikone bereits das Ergebnis einer Medientransformation ist: Selbst die paradigmatischen christlichen Ikonen haben ihre Grundlage im biblischen Text. Verwandte Konzepte wie Jürgen Links Kollektivsymbol, Baudrillards Simulacrum oder Roland Barthes Mythos zeigen zudem, dass das Primat des Visuellen nicht als hinreichendes Kriterium der kulturellen Wirksamkeit gelten muss. Auch eine kurze Bestandsaufnahme zeigt, dass uns eine Reihe von nicht-visuellen Phänomenen begegnet, deren Kultstatus durchaus mit dem von visuellen Ikonen vergleichbar ist. Es kann ein musikalisches Thema sein, wie es in den Anfangstakten von Beethovens Fünfter Symphonie zu finden ist: Das „da-da-dadaa“ besitzt einen so hohen Wiedererkennungswert, dass es selbst als rein rhythmische Reduktion oder gar Onomatopöie noch die Ideen von Tragik, Feierlichkeit oder auch

Hochkultur transportieren kann. Als ikonisch ließen sich aber genauso gut sprachliche Erzeugnisse wie Zitate bezeichnen: Hamlets „to be or not to be“ oder J. F. Kennedys „Ich bin ein Berliner“ beispielsweise dauern in allen möglichen Abwandlungen („two beer or not two beer“, „je suis Charlie“) zu allen möglichen Zwecken (humoristischen, politischen, kommerziellen, feierlichen) fort. Nicht zuletzt können Epochen und Stile (Romantik, Surrealismus) oder intellektuelle Konzepte (Gender, Orientalismus, Bildung) den Status kultureller Ikonen erlangen. All die genannten Phänomene sind nicht oder nicht ausschließlich bildlichen Ursprungs, besitzen dennoch eine hohe Wiedererkennbarkeit, werden in verschiedenen Kontexten und Medien aufgerufen und können repräsentativ für eine Kulturvorstellung stehen.

Diese Ausgangsüberlegungen konnten dank der finanziellen und organisatorischen Unterstützung durch das Wissenschaftskolleg in Greifswald im Rahmen eines Workshops, der Ende August 2018 stattfand, in einer breiten interdisziplinären Perspektive diskutiert werden. Dazu beigetragen haben meine Fellow-Kollegen Birger Petersen aus der Musikwissenschaft zum Verhältnis von Ikone und Modell und Vanessa de Senarclens aus der Romanistik zu der Ikonizität von zwei Zitaten Voltaires. Christian Suhm hat aus wissenschaftstheoretischer Perspektive die Ikonizität des Paradigmenbegriffs ausgeleuchtet, während die Alumni Fellow des Wissenschaftskollegs Mona Körte zur Ikonizität Dantes gesprochen hat. Darüber hinaus waren weitere Philologien (Russistik, Anglistik, Germanistik) und Disziplinen (Ethik, Jüdische Studien) mit Vorträgen vertreten. Die überaus lebhaft und ertragreiche Diskussion ist auch den Greifswalder LiteraturwissenschaftlerInnen Heide Volkening und Eckhard Schumacher sowie meiner Fellow-Kollegin Christa Dürscheid (Sprachwis-

senschaft) zu verdanken. Die Resonanz auf das Thema ermutigte mich und meine Jenaer Arbeitsgruppe, das Thema vertiefend weiterzuverfolgen. Die Ergebnisse des Workshops sind in einen Artikel eingeflossen, der derzeit abgeschlossen wird. Eine erste Version konnten wir im Kolloquium der Greifswalder Germanistik diskutieren. Der dortigen kulturtheoretischen Expertise verdanken wir wichtige Hinweise, die uns bei der Analyse der Entstehungs- und Wirkungsmechanismen sowie inter- und transkultureller Zirkulationsprozesse von Kulturgütern hilfreich sind.

Die Zeit am Wissenschaftskolleg werde ich als eine überaus produktive Phase erinnern, in der es mir vor allem gelang, meine Habilitationsschrift fertigzustellen. Die Möglichkeit, mein Thema in Vorträgen auch für ein breites Publikum in Greifswald aufzuarbeiten, bot Gelegenheit zur kritischen Selbstevaluation. Besonders freute es mich, dass ich auch weiteren Forschungsinteressen – insbesondere an der interkulturellen Literatur – nachgehen konnte, indem ich in Veranstaltungsformate wie Lesungen eingebunden wurde. Doch nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht empfand ich das Jahr als überaus inspirierend, auch atmosphärisch war die Zeit mehr als gelungen: Die ausgesprochen professionelle Organisation der Verwaltung und die angenehme Wohnatmosphäre im Pfarrwitwenhaus erlaubten es, den kreativen Freiraum des Fellowjahrs im vollen Umfang zu nutzen. Für die Unterstützung durch Christian Suhm, Christin Klaus und Katja Kottwitz möchte ich mich besonders bedanken. In einer unbürokratischen und konstruktiven Weise wussten sie, mir in allen wissenschaftlichen und organisatorischen Belangen zu helfen. Auf diese Weise war mein Greifswalder Jahr von dem Gefühl geprägt, Teil eines wissenschaftsbegeisterten und effizienten Teams zu sein, das zu Höchstleistungen in der eigenen Forschung

anspornte. Der regelmäßige Austausch beim Fellow Lunch und Besuch des abwechslungsreichen Vortragsprogramms trugen entscheidend dazu bei. Auch die ehemalige Direktorin Frau Professor Bärbel Friedrich inspirierte mit ihrer niemals versiegenden Energie und Freundlichkeit.

Treffen mit den jungen KollegiatInnen bei Fußball und Bier, Ausflüge nach Hiddensee und Stralsund, Opern- und Konzertbesuche erlaubten es, das pommersche Erlebnis auch fernab des Schreibtischs zu genießen. Dazu trugen selbstverständlich und vor allem auch meine KollegInnen bei, mit denen der wissenschaftliche wie private Austausch in jeglicher Hinsicht eine Freude war. Dass ich meine Arachnophobie abbauen konnte, verdanke ich Yael Lubins Begeisterungsfähigkeit

Monographie:

Theorie der Klassik. Transkulturelle und intermediale Praxis kultureller Funktionalisierung (Habilitationsschrift, abgeschlossen)

In der Fertigstellung:

Gem. mit Hannes Höfer, Sophie Picard: Toward an Extended Theory of Cultural Icons. Shakespeare, Goethe, Beethoven, or: The Iconicity of Literature and Music.

Sammelband:

Gem. mit Stefan Matuschek, Sophie Picard und Monika Wolting (Hrsg.): Intermedialität und Transkulturalität von Klassik. Erscheint in der Reihe Spectrum Literaturwissenschaft, hrsg. v. Moritz Baßler, Werner Frick, Monika Schmitz-Emans. De Gruyter 2019 (peer review accepted), im Druck.

für die Lebenswelt der Spinnen; die Einsicht, dass Gelassenheit unbedingt proaktiv zu denken ist, Markus Saur. Wie sie wissenschaftlich erfolgreich lebbar ist, führte mir Christa Dürscheid vor Augen. Meinen aktiven Wortschatz habe ich um die schönen Begriffe „Bellizismus“ dank Martin Wrede und „Gulaschkommunismus“ dank Ibolya Murber bereichert; Meine intellektuelle Beschränktheit in der Musiktheorie dank Birger Petersen (ein wenig) abgebaut und in der Physik dank Jarosław Kłos in vollem Ausmaß erfahren müssen. Mit Vanessa de Senarclens und Christine Gerber durfte ich zwei in wirklich jeder Hinsicht beeindruckende Frauen bei wunderbaren gemeinsamen Spaziergängen in der Greifswalder Natur kennenlernen.

Darin folgende Aufsätze:

Les liaisons dangereuses go East. Intermediale Adaptionen von Choderlos de Laclos' Klassiker in Korea, China und Japan, 403–426.

Kommentar, 107–111.

gem. mit Sophie Picard Klassiker@wikipedia. Klassikforschung und digital humanities. Ein Kommentar zur Studie World Literature According to Wikipedia, 151–166.

gem. mit Stefan Matuschek, Sophie Picard und Monika Wolting: Einleitung. Intermedialität und Transkulturalität oder: Klassiker populär, 1–23.

Am Kolleg
entstandene
Veröffentlichungen